

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 83 Bromberg, den 9. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst
und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Heier legt sein Bündel in den Schopf, dengelt eine Sense und fängt an zu mähen. Die Sonne brennt heiß an die steile Halde, er mäht. Mittagessen in der freundlichen Stube. Er dengelt und mäht wieder. Vrene und die nicht ganz kluge Schwester ihres Mannes zetteln und wenden das Gras. Einesmals steht die Witfrau hinter ihm. „Nur g'stät, es reicht jetzt schon. Auf einen Tag wird's dir nicht ankommen, Australien springt nicht fort. Wie wollten wir das viele Heu morgen eintun, ich und die Gritt?"

Heiri putzt das Sensenblatt mit einem Graswisch blank und schafft mit Gabel und Rechen. Er besieht sich nebenbei das Holz, das die Steilwiese unten begrenzt. „Schön Holz", rühmt er. „Jetzt, bei den guten Preisen, könnte man einen Teil herausnehmen, der junge Nachwuchs ist gut."

Die Vrene nickt nur so wie nebenbei. „Mit der Abfuhr hätte es auch keine Not, seitdem der Bodenweg am Bärenbach gemacht ist. Aber wen wollt' ich jetzt anstellen, der beim Fällen auch richtig auf das Jungholz achtgibt? Muß man halt zuwarten, der Bub ist erst vier Jahre." „Schön Holz", wiederholt der Heier und schafft weiter. Das halbdürre Heu wird gegen Abend zu kleinen Mahden eingerecht, und Heier mäht wieder. „Auf einen Tag kommt's mir nicht an."

„Was kostet eigentlich das Schiff, wenn einer nach Australien fahren will?" frägt Vreni nach dem Abendessen, während die Gritt draußen in der Küche hantiert und manchmal halblaut mit sich selber spricht. Er weiß ihr nicht genau Aufschluß zu geben. „Das wird halt schon ein wenig auf den Wind ankommen; aber man hat mir in Schönau auf der Sparkasse gesagt, als ich mein Geld holte, es werde schon so um die sechshundert Steine herum rumpeln."

Sie schlägt die Hände zusammen. „Ein Sündengeld! Mit so viel wäre mir für alle Zeit geholfen. Ich darf mich ja, was die Schulden angeht, jeden Abend getrost ins Bett legen; aber bares Geld kommt einem nicht ins Haus geregnet. Das Waisenamt plagt mich nämlich, ich soll der Gritte 700 Franken in die Kasse tun. Nun — bis Jakobi habe ich noch Zeit, bis dahin wird sich vielleicht Rat finden lassen."

Der Heier ist im stillen überzeugt, der Rat sei schon halb und halb gefunden. Auf seinem Lager in der Dachkammer fällt ihm ein, daß schon viele Auswanderer den Schifflohn mit Kohlenschaufeln verdient hätten. Er betrifft sich nachher unversehens auch noch über einer andern Erwägung, ohne jedoch aus dem etwas verworrenen Gespinst einen rechten Faden herausbringen zu können. „Jetzt denkt sie unten im Bett vielleicht an das gleiche", geht es ihm vor dem Einnicken durch den Kopf.

Morgens, früh mit dem Tag, mäht er wieder. Als die Vrene um sechs Uhr zu Tische ruft, steht auf der Tobelwies kein Halm mehr. Wie der Heier mit der Sense auf der Schulter am Hause hingeht, kann er sich's nicht versagen, einen der Webkellerläden etwas in die Höhe zu heben. Wenn ein Webstuhl unten gestanden hätte, wäre er wohl nach dem Morgenessen nach Australien weitergereist.

Ob er nicht noch einen Tag, einen allereinzigen Tag bleiben würde? fragt und bittet Vrene, während sie ihm den duftenden Eierkuchen neben das Kaffeetöpfchen hinstellt.

„Was ich abgemäht habe, das trage ich auch noch ein," sagt er ohne aufzusehen. Er hat seine Augen vorhin, als sie Milch und Brot auftrug, verstohlen ein bißchen an ihr auf und ab spazieren lassen und weiß in Gedanken noch ganz gut um ihr Wesen Bescheid.

Das Wetter läßt sich herrlich an, man kann gleich nach dem Mittagessen mit Eintun anfangen. „Du machst so verrückte Bürden," meint Vrene, als sie ihm wieder einmal beim Binden zusieht.

„In Australien kann ich eineweg kein Heu eintragen," erwiderte er nach einigem Besinnen. „Da muß ich doch mit meiner Kraft vorher noch einmal so recht den Großen machen."

Sie lächelt, es ist ein etwas geheimtuerisches Lächeln, das er gleichwohl zur Hälfte versteht. Die vier Augen schließen über die duftende Heubürde hinweg den ersten, knappen Bund.

Nun steht er schon mit der schweren Last auf den Beinen und wirft sie mit gewaltigem Ruck auf dem Nacken zurecht. Sie streift flink die herabhängenden losen Halme ab; da kommen unter dem Heuversteck hervor ein paar sehr gewichtige Worte:

„Australien liegt weit. Morgen ist mein letzter Tag hier — es wäre denn, du sagtest, ich solle dableiben. Halt nicht bloß als Knecht, du weißt schon, wie ich es meine."

Sie braucht nicht lange nachzugrübeln. „Willst du nicht zuerst die Bürde hinauftun und dann nachher zu mir in die Stube kommen?"

„Nein, jetzt will ich es wissen — da am Bord, in dieser Minute!"

Er dauert sie wahrhaftig unter seiner Last, sie darf ihn nicht lange hinhalten. „O du! — Ich habe dich ja schon gern gesehen, als der Sali noch das Leben hatte. Ist vielleicht stark Sünde gewesen, aber du hättest es — im andern Fall — sicherlich nie zu wissen bekommen."

Da wirft er die Bürde kurzerhand ab und nimmt das Vreni in die Arme. Das geht so schnell, daß sie ihm nicht hätte aus dem Weg gehen können, auch wenn es ihr daran gelegen gewesen wäre. Es schickt sich ihr freilich nur für einen Augenblick, sie läßt sich mit Not zu einem Kuß herbei. „Eh — du Junggesell, du bist noch nicht in Australien!"

Schon schafft sie wieder mit dem Rechen, als ob ein Wetter übers Bärentobel heraufzöge, und der Heier sieht sich nach seiner Bürde um, die den Rain hinab ins Unterholz hineingekollert ist. Kaum hat er sie aus den Stauden herausgetrohlt, so taucht auch schon die Gritt mit dem Büblein an der Hand am Gupf drüben auf. „Siehst du nun!" ruft ihm Vreni mit gedämpfter Stimme zu. „Du mußt

fürderhin schon etwas gelassener tun, denn so eine will ich einstweilen vor den Leuten noch nicht sein."

Dem Heier läuft die Arbeit nachher erst recht wie geölt aus den Händen. Einmal sagt er zu seiner Meisterin im verstohlenen: „Du, Vreni, ich habe beim Hinaufsteigen manchmal so ein Gefühl. Es ist mir gar nicht zumut, als ob ich fremdes Heu auf dem Buckel hätte."

Mit dem Einschlafen hapert es diese Nacht, obwohl es am Müdesein nicht fehlt. Einmal pickt ihn der Gwunder so stark, daß er sich halb anzieht und barfuß die zwei Stiegen hinabgeht. Bei der untern knarren die Tritte recht unverschämt, als wollten sie einen Dieb verraten. Er muß immer wieder stillstehen und sich auf den Rückzug besinnen.

Endlich steht er doch in der stockdunklen Stube. Die Wanduhr tickt hart, sie ist in diesem Augenblick sein böses Gewissen:

Tick—tack—Lumpenpack!
Nink—pink—schäm—dich—Fink!

Zweimal hat er die Knöchel gespitzt, um an die Türe zu pochen — erst das drittemal gibt es einen leisen Ton, vor dem er doch wie ein Verbrecher zusammenfährt.

Stille im Haus, keine Maus regt sich.

Soll er zum zweitenmal klopfen? Nein. Jetzt würde er selber erschrecken, wenn ein Laut aus der Kammer käme. Er drückt sich hinaus, die Türe hat er vorläufig offen gelassen. Fast eine halbe Stunde läßt er sich Zeit, Stufe um Stufe in seinen Verschlag hinaufzusteigen. Jetzt kann er schlafen wie einer, der ein gutes Werk getan hat.

Die Vrene fragt am andern Tag, während sie ihrem Mähder auf der Steinhangwiese einen Trunk einschenkt: „Du, Heiri — bist du nicht in der Nacht in der Stube gewesen?"

Er muß sich verlegen abwenden. „Ich habe gedacht, du ersorgest dich jetzt wieder bis zum hellen Morgen. Da wollte ich dir nur schnell sagen, daß du das Geldlein für die Gritte von mir haben könnest."

„Ich habe dir das zugetraut, Heiri," gibt sie zurück. „Denn ich weiß, daß du ein Guter bist. Wenn wir nicht da auf der Wiese wären, wollte ich dir jetzt einen Kuß geben. Du bekommst ihn dann aber doch, es wird sich schon einmal schicken. Ich will es dir jetzt bekennen, ich habe das Klopfen gehört. Einen Augenblick habe ich ans Aufmachen gedacht. Aber ich habe halt am Abend den Buben ein wenig zu mir ins Bett genommen. Da ist er mir dann eingeschlafen, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn zu wecken. Gelt, du nimmst mir das nicht übel?"

„Wenn ich dir das übelnähme, dann würdest du mich besser nach Australien schicken." — —

Fünf oder sechs Tage lang haben wir daheim auf der Wehrtanne nicht gewußt, daß der Heier nur bis zur Haberen hinabgekommen ist. Eines Abends beim Nachtessen hat die Mutter sich seinetwegen besonders schwer gehärmt. „Ach — jetzt ist der Heinrich vielleicht schon auf dem großen Weltmeer, ich hab' eine Ahnung, daß ihm das Heimweh fast den Tod gibt. Oh — wenn er gar in seiner Not ins Wasser springen würde! Und die Haifische schwimmen um das Schiff herum mit ihren aufgesperrten Rachen, wo man mit einem Fuder Heu einfahren könnte!"

Da bringt der Schang vom Kirschgarten einen Brief, den der Bote dort für uns abgegeben. Ich habe die Schrift gleich erkannt. Der Brief war nur auf ein ausgerissenes Schulheftblatt geschrieben, er lautete:

Liebe Eltern und Geschwister! Ich bin denn also glücklich in Australien angelangt, die Gegend gefällt mir gut, und ich gedenke zu bleiben. Wenn Ihr mir schreiben wollt, so ist die Adresse: Frau Witwe Verena Gutknecht, geborene Mäder, auf der Haberen, Post Steiniggrund. Von wem, werdet Ihr wohl erraten.

Der Vater ist gleich am andern Tag hinabgegangen und hat dem Nichtsnutz die 500 Franken wieder abnehmen wollen; aber die sind schon in einem andern Säckel gewesen. Zu mir hat der Heier, wie er nach dem Heuet als Verlobter mit seiner Vrene zum erstenmal heim auf Besuch kam, hinterm Hause gesagt: „Du, Urech, wenn du von Australien eine Ahnung hättest, du würdest schon morgen dorthin abdampfen. Ich behaupte steif: es kann keine zweite Welt geben, auf der es so unglaublich kurzweilig ist, wie auf der unsrigen. Eine Angst kann man schier bekommen vor den vielen, vielen Jahren, von denen immer eines noch schöner als das andere sein wird."

Es ist wohl nicht zu verwundern, daß der Heier dann noch auf Jahre hinaus der Australier hat sein müssen, wie denn ja das Höflein auf der Haberen noch heut scherzweise Australien heißt." — —

Hannes Fryner hat dem Erzähler mit geteilter Aufmerksamkeit zugehört. Er weiß wahrhaftig nicht, wie er jetzt den Rank zu seinem Bekenntnis finden soll.

Tief zu den Füßen der beiden Männer liegt, fast wie ein Kinderspielzeug in die frühlingshellen Wiesen hineingestellt, das Gehöfte zum Heiletsboden. „So, jetzt hat sich die Sonne doch endlich auch wieder auf ihr Stiefkind besonnen", meint Urech Leu nach einer Weile. „Ja — das wird der Ros im Anfang schon nicht ganz gefallen: so drei Monate im Winterschatten zu sein. Aber auf dem Überschyn geht es ja noch länger. Und sie wird wohl, wie daheim, mehr ans Schaffen denken, als an die Lustbarkeit."

Es gibt wieder eine kurze Pause. Da platzt Hannes Fryner mit einem schweren Wort in die Stille hinein:

„Die Ros muß sich nicht an den Winterschatten gewöhnen."

Der Wehrtanner sieht ihn mit großen Augen an. „Du wirst doch nicht etwa gar verkaufen und ab dem Berg gehen wollen? . . ."

„Nein, so etwas habe ich nicht im Sinn. Aber mit uns zweien, mit der Ros und mit mir, ist es für heut und immer aus."

Urech Leu schießt von seinem Sitze auf. In seinen Augen ist ein böses Feuer.

„Bist du verrückt?"

Hannes bleibt ruhig sitzen. „Ich bin nicht verrückt, ich weiß, was ich sage. Es hat sich kaum je einer so viel Mühe gegeben, ein Mädchen gern zu haben. Ich würde es nie fertig bringen. Sie ist auch nicht darnach."

Der Wehrtanner sucht jetzt etwas einzulenken. „So nimm doch Vernunft an! Sie hat das Weinlein nicht vertragen können, und da ist es ihr halt aufgerochen, wie du mit der Hex von Kellnerin im Störchli gemogelt hast. Nimm dich nur selber bei der Nase, und bitt' im Anstand bei ihr ab. Es haben schon größere Herren zum Kreuz kriechen müssen, eh' sie wieder zu Gnaden angenommen worden sind. Ich will dir schon zum besten reden. Und wegen dem Holz dahinten — er wirft einen Blick auf eine der mächtigen Randtannen — wegen dem Holz ließe sich auch Rat schaffen. Ich weiß, daß du es gern hättest, und wollte es dir um einen Vetterpreis geben; für meinen Buben ist Wald genug da."

Hannes Fryner ist nun auch aufgestanden; er blickt dem Wehrtanner offen und grad in die Augen. „Es ist mir viel daran gelegen, mit Euch in guter Nachbarschaft zu leben, aber mehr als mir möglich ist, kann ich nicht tun — nicht einmal um dieses Holz da, um das ich leider in den Irrtum hineingekommen bin."

Da braust der andere heftig auf: „Es soll einer aber nicht mit einem rechten Mädchen anbandeln und sie dann vor dem ganzen Berg ins Geschwätz bringen! So wie ein Bub hagauf, hagab machen, das zieht bei mir nicht. Und ich will es dir gleich heraussagen: die Ros ist mein Schwesterkind, du hast es mit *mir* zu tun."

Hannes vermag seine Ruhe zu bewahren. „Das habe ich schon gewußt. Und es ist mir leid, daß es so hat kommen müssen. Aber wenn zwei nicht zusammenpassen, dann ist es besser, sie kommen zu früh auseinander, als zu spät."

„Warum hast du mir das nicht gleich gesagt? Warum hast du mich noch erst eine halbe Stunde den Hansaff vor dir machen lassen?"

„Ich habe ja nicht zum Wort kommen können."

Der Wehrtanner dreht sich mit einem Ruck nach der Talseite und geht ein paar Schritte abwärts; dann wendet er sich noch einmal um.

„Kannst du dich nicht mehr anders besinnen?" Das Wort, herrisch herausgeschleudert, ist mehr Befehl als Frage. „Du bist ein junger Schnaufer und weißt nicht, wo das hinführen kann."

Hannes Fryner ist nun plötzlich auch warm geworden. „Ich laß mich nicht anschnarchen. Was ich als recht befunden habe, bei dem bleib ich."

Urech steht eine Weile starr wie vor den Kopf geschlagen, dann legt er los: „Also, dann muß ich es dir da unter meinem Holz sagen: Ich will dir Feind sein und dir übles antun, solang mir Gott den Atem schenkt!" Nachdem er

einige Schritte abwärtsgegangen, steht er still und ruft über die Achsel weg zurück: „Und wenn ich machen kann, daß du von Haus und Heimen weg mußt, so tu ich es. Denk daran in der Nacht, denk daran, wenn dich die Sonne anscheint!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Pestpfarrer.

Preisgekrönte Skizze von Josef Martin Bauer.

„— — dem Andreas Lärnpecher zu bestätigen, daß seyn Haus und Hof und alles, was der nebstgenannte aus dem Wald gerodet, freyzugeben sey von Zehentlast für ihn und seine Kindeskinder —“

Christian warf die lockeren Fetzen, die nach Alter, Arbeitshänden und nach Moder rochen, zuhinterst in den Kasten zum alten Gerümpel. Der Wind ging draußen in einem trägen Zug immer gleich, immer westwärts. Als der Bauer über den Hofraum ging und zornig das Wuchergras an den Rändern niedertrat, stöhnte ihm der Wind seine große Not in die Ohren.

Vor dreißig Jahren waren die ersten da drüben ausgewandert. Eine neue Welt hat offene Türen für die abgerackerten Bauernsöhne, denen ihre Heimat das Brot verweigerte. Höfe wurden herrenlos, und große Ackerflächen blieben brach. Der Auswanderer wurden mehr in den Jahren nach dem Krieg, und die brachen Äcker rückten näher an den Hof des Christian Lärnpecher heran. Der warme, laue Wind von untenher ging manchen Tag des Jahres übers Land, und der Wind trug den Wald in die Äcker, herrenlose Flächen setzten eine Dickung an von Flugföhren. Wenn so im späten Sommer die Flugsamen sich knisternd aus den Föhrenzapfen lösten, dann hatte der Wind ein leichtes Tun, den Wald ins Land zu tragen. Vor der Not der Zeit wichen die Äcker zurück, und auf dem Boden der Not wuchs der Wald, den die Väter vor Jahrtausenden zurückgedrängt hatten. Christian horchte nach dem Summen in der Luft, und sein Tun wurde ganz klein, weil er Angst bekam vor den kommenden Dingen.

Die Sonne machte ein staubiges Licht in der Bodenkammer. Das eckige Bündel Licht ging dem Mann nach, der dort etwas suchte, an einem Sparren tastend, einen schweren Haken prüfend. Es war so leicht, man ging so selbstverständlich aus dieser Not weg. Nur im Sterben nicht das Gesicht der Windseite zudrehen müssen, aus der das Absterben kam. Er suchte. Irgend etwas. Wußte selber nicht, was. Vielleicht war es auf dem Balken da, oder im Gerümpelkasten. Da lagen die gelblichen Fetzen, die von ganz früh erzählten. Zehentsfreiheit hatte man den Vätern zugestanden! — Das waren alte Fetzen. Ein verstaubtes Matrikelbuch lag dazwischen. „Das hab' ich nicht gesucht“, sagte Christian. Aber er nahm es heraus und wischte den Staub vom Deckel.

Mhm! So waren sie gestorben, geboren. Alle aus der Pfarrei. Christian tat nichts mit Willen und Denken, aber die Seiten legten sich herum. Er hatte etwas suchen wollen, einen Haken vielleicht, und saß jetzt träge vor dem Buch.

Warum standen hier denn lauter so lange Totenlisten? Immer der gleiche Vermerk am Rand: „Pestilentia nigra“. Gar nicht mehr ausgeschrieben ,nur noch Strichlein darunter. In einer plumpen Handschrift schrieb der Mesner weiter. Die Reihen wurden nicht anders, aber der erste in der Reihe des Mesners war der Pfarrer. Neue Namen. Greise, Kinder. Eine andere Hand schrieb weiter. „Balthasar Maechler, 37 Jahre alt. Er ist ein braver Bursch gewesen, ich hab' das in der Grabrede gesagt. Nur etliche alte Weiber sind dabei gewesen.“ Von jedem stand eine nähere Bemerkung zu lesen. „Gregor Weishäupl, Schuster am Holz, 54 Jahre alt. Ich hab' ihn allein begraben, weil keiner mehr mitgehen mag. Einnageln, wegfahren, begraben und beten für die Toten, alles bleibt mir allein. Die Leute nennen mich den Pestpfarrer. Der churfürstliche Befehl verlangt, daß einer in der Gemeinde die Toten wegbringt und eingräbt. Das hat jetzt mich getroffen.“ So erzählt der Pestpfarrer von jedem Fall, den er in das Matrikelbuch eintrug. „Jetzt stehen bald alle Höfe leer, die Menschen leben vom Traid, das sie nicht mehr mahlen können. Und die Schennen stehen voll, aber niemand gibt einen Heller dafür.“

Immer weiter. Tote, ganze Reihen. Der Mann, der das geschrieben, trotzte dem schwarzen Tod lange.

Christian wurde zitterig dabei, wie er den Namen des Pestpfarrer las: „Sebastian Lärnpecher am Paurenhof.“ — Und die letzte Seite des Buches sagte das Letzte von dem Urahn des jungen Lärnpecher, der in fiebernden Händen die alte Schwarte hielt. „In fünf Häusern lebt noch wer. Bei uns sind es noch zwei Leut', ich und die Dirn. Wenn es mit uns aus ist, kommt der Wald wieder, und kein Traid wachst mehr um das Dorf herum.“ — Weiter unten: „Die Dirn werkt im Hof herum, als wenn es keine Pest geben tät. Sie ist ein gutes Leut. Die einzige, die sich nicht graust an mir, weil ich die Toten eingraben muß.“

„Gestern hab' ich sie gefragt, ob sie mir ein Kind bringen mag. Irgendwer muß doch überleben, mein' ich. Die Vatern haben den Hof gericht, nachher darf er nicht aussterben, sonst wird alles wieder Wildnis. „Sie tut's schon“, hat sie gesagt. Es geschehe alles in der Form, wie sie von Gott und der Kirche vorgeschrieben ist. Deßhalb hab' ich hier niedergeschrieben, was andernorts stehen müßt. So hab' ich die Dirn dreimal gefragt, ob sie mein eheliches Weib werden will, und hab' selbsten den Segen gegeben über diese Kopulation. Im Namen Gottes mag es werden, daß ein Kind mit dem ehrlichen Namen Lärnpecher überbleibe und den Hof behalte auch in der Not . . .

Ich kann es nicht mehr erleben. Margret sagt, es ist schon so. — Der Schwindel fangt an. Von mir weg soll der Taschner Pestpfarrer werden, wie ich es gewesen bin — es ist bald ganz schwarz — — den Buben soll sie Christian taufen — — —“

Der Bauer ließ das Buch niederfallen auf den Boden. Der Wind stand auf draußen und jammerte laut über das alte Land hin, während Christian den Haken aus dem Sparren zog. Den setzte er am gleichen Tag noch als neuen Zahn in die stumpf gewordene Egge, daß sie tiefer in die Erde greifen konnte.

Warum ging die Maya-Kultur unter?

Das Rätsel der Maya-Katastrophe gelöst.

Von Max Klingemith.

Seit Generationen bemühte sich die Wissenschaft um die Aufklärung der geheimnisvollen Ursachen des Unterganges der Maya-Kultur. Alle Forschungen zeitigten bis jetzt keine positiven Ergebnisse, so daß die Vernichtung des hoch entwickelten Maya-Reiches mit seiner etwa 14 Millionen Menschen zählenden Bevölkerung zu einem der dunkelsten Kapitel in der Kulturgeschichte der Menschheit zählte. Dem amerikanischen Geologen Dr. E. Wythe Cooke gelang es jetzt, das Rätsel zu lösen.

Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus gründete das Maya-Volk auf der Halbinsel Yukatan und in den angrenzenden Gebieten Zentral-Amerikas ein mächtiges Reich, das sich zur größten Blüte entwickeln konnte, und dessen Glanzperiode in das 6. Jahrhundert unserer Ära fiel. Die Mayas besaßen außerordentliche Kunstfähigkeiten, wie die von ihnen erhalten gebliebenen Töpfereien, Mosaiken, Metall- und Webearten zeigen. Auch auf wissenschaftlichem Gebiet haben die Mayas große Leistungen vollbracht. Sie besaßen eine hoch entwickelte Hieroglyphen-Schrift, eine interessante Zahlenschreibung, einen auf genauester Himmelsbeobachtung aufgebauten Kalender. Im Maya-Reich herrschte ein lebhafter Handelsverkehr, wobei eigentümlicherweise Kakaobohnen als Zahlungsmittel dienten. Ein König beherrschte das in zwanzig Stände aufgeteilte Volk. Die drei oberen Stände, die königliche Familie, der Adel und die Priesterschaft, waren im Besitze der Macht und des Reichtums. Für den religiösen Kult wurden gewaltige Tempel, Pyramiden und Steinidole errichtet, deren Ruinen und Überreste heute noch mitten im zentralamerikanischen Dschungel von den Forschern bewundert werden können. Im Laufe von wenigen Jahrzehnten war die Herrlichkeit des alten Maya-Reiches plötzlich dahin. Die blühende Kultur geriet in Verfall. Millionen von Menschen gingen unter, und die Überlebenden zerstreuten sich in den Urwäldern.

Drei Jahrhunderte später entstand das sogenannte neue Maya-Reich, das aber den Glanz und die hohe Kultur des alten Reiches nicht im Entferntesten erreichen

konnte. Während die alten Mayas mit Recht die Griechen der Neuen Welt genannt werden können, waren ihre Nachkommen im neuen Reich ein armes Volk von Bauern und Hirten. Sie konnten die Reste der von ihren Ahnen hinterlassenen Paläste, Pyramiden — sie stehen übrigens den ägyptischen Bauten keinesfalls nach —, sowie auch die vorzüglich gebauten Straßen mit Staunen betrachten, ohne die Kulturtaten ihrer Vorväter nachahmen zu können.

Viele Gelehrte und Forscher gaben sich die größte Mühe, um auf streng wissenschaftlicher Grundlage die Frage nach den Gründen des katastrophalen Verfalls des alten Maya-Reiches zu beantworten. Dr. Cooke, Mitglied des amerikanischen Geologischen Instituts, unternahm, dank der großzügigen Unterstützung des Carnegie-Fonds eine Forschungs-Expedition in die Gegend Petin in Guatemala, ins Zentrum des ehemaligen Maya-Reiches. Seinen Beobachtungen und Forschungen haben wir es heute zu verdanken, daß das Geheimnis des Unterganges der Maya-Kultur endlich entschleiert werden konnte.

Dr. Cooke fiel es auf, daß beinahe die Hälfte der ganzen Oberfläche des alten Maya-Landes ein gewaltiges Sumpf- und Moorgelände bildet. Während der sechs Monate langen Regenperiode steht das ganze Gebiet unter Wasser. Die von der Expedition vorgenommenen genauen Terrainforschungen und geologischen Analysen der verschiedenen Erdschichten führten zu einem interessanten Ergebnis. Dr. Cooke stellte fest, daß die vielen Sümpfe in der Zeit der Maya-Herrschaft sich als tiefe klare Seen präsentieren mußten. An den hügeligen bewaldeten Seeufern bauten die Mayas ihre Städte und Siedlungen, wobei die großen Waldungen, die das Hochland bedeckten, den in den Tälern an den Seen gelegenen Zentren klimatischen Schutz boten.

Im Laufe der Zeit nahm die Bevölkerung des Landes infolge des wachsenden Wohlstandes zahlenmäßig rapide zu, so daß die Niederungen an den Seeufern nicht mehr ausreichten, um das etwa vierzehn Millionen zählende Maya-Volk unterzubringen. Infolgedessen drangen die Mayas in die Urwälder, die sie ausrodeten, um auf dem urbar gemachten Boden Mais und andere landwirtschaftliche Kulturen anzupflanzen. Diese Urbarmachung des Urwaldes wurde den Mayas zum Verhängnis. Die klimatischen und morphologischen Verhältnisse änderten sich von Grund auf. Die fruchtbare schwarze Erde, die in den früheren Zeitläuften dank dem natürlichen Schutz der Wälder dem Volke reiche Ernten sicherte, wurde nunmehr der verheerenden Wirkung der tropischen Regenschauer und den Überschwemmungen ausgesetzt. Die kristallklaren Seen verwandelten sich in Sümpfe. Der Vernichtungsprozeß entwickelte sich mit der Zwangsläufigkeit einer Naturkatastrophe.

Die Verwahrlosung der Äcker, die sich Monate lang unter Wasser befanden und daraufhin nicht mehr bebaut werden konnten, hatte zur Folge, daß die fleißige Maya-Bevölkerung der Hungersnot ausgeliefert war. Wen die knochige Hand des Hungertodes nicht erreichte, der fiel den furchtbaren Epidemien zum Opfer, die sich in dem Sumpfgebiete ausbreiteten. Malaria, gelbes Fieber und andere schwere Infektionskrankheiten, durch das tropische Klima und die Moskitos begünstigt, verursachten ein Massensterben. Millionen von Menschen gingen in dieser unheimlichen Katastrophe unter, und nur ein kleiner Teil der Bevölkerung rettete sich. Die wenigen Überlebenden verließen den heimatlichen Boden und das Land ihrer Väter und wanderten in das hügelige Dschungelgebiet aus.

Die Ausrodung der Wälder war die Ursache der Vernichtung des Maya-Reiches. So lautet die wissenschaftlich begründete Lösung einer der größten Tragödien der menschlichen Kulturgeschichte.



Bunte Chronik

Motor Herz.

Messungen der bei der Arbeit des Herzmuskels auftretenden elektrischen Ströme und seines Wärmeumsatzes haben grundsätzliche Übereinstimmungen mit dem Verhalten technischer Maschinen, namentlich des Verbrennungsmotors, ergeben. Bei hoher Belastung ist der Nutzeffekt, d. h. das Verhältnis der geleisteten Arbeit zur aufgewandten Energie, günstiger als bei geringeren Anforderungen. In diesem Falle geht ein größerer Anteil der Energie in Form von Wärme verloren — wenn man davon absieht, daß die Wärme auch einen Zweck im Körper zu erfüllen hat. Auch rein äußerlich läßt sich die Herztätigkeit mit der von Motoren in gewisser Weise vergleichen. Die Häufigkeit des Herzschlages, die „Tourenzahl" wird vom Herzen selbst geregelt, ebenso sorgt es selbst für den Zufluß des als Betriebsstoff erforderlichen Blutes. Die Gesamtleistung des Herzens übertrifft die Vorstellung, die man sich meist davon macht. Das Herz eines Siebzigjährigen hat über eine Million Hektoliter Blut befördert, was einer Leistung von 200 Millionen Meterkilogramm entspricht.



Rätsel-Ecke



Kamm-Rätsel.

A	A	C	D	E	E	E	E	E	E	E
E		F		G		H		H		I
I		K		L		L		N		N
N		N		O		O		R		R
R		R		S		T		T		U

Die Buchstaben obiger Abbildung sind so zu ordnen, daß die oberste waagerechte Reihe einen Festgruß nennt, während die senkrechten Reihen bezeichnen: 1. Waldpflanzen, 2. Verwandtschaftsgrad, 3. männlichen Vornamen, 4. Tier, 5. Baum. 6. Gebrauchsgegenstand der fleißigen Hausfrau.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 77:

Kreuzwort-Rätsel:



Silben-Rätsel:

1. Essen, 2. Isar, 3. Nordersonne, 4. Firnis, 5. Rose, 6. Opal, 7. Hölderlin, 8. Eberesche, 9. Semester, 10. Osterhase, 11. Sokrates, 12. Turban, 13. Esau, 14. Reigen, 15. Friese, 16. Eulenspiegel, 17. Senegal, 18. Tunika =

**Ein frohes
Osterfest allen unseren Lesern!**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.